

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 217 (1944)

Artikel: Die Nacht im Gefängnis
Autor: Laedrach, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655475>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Nacht im Gefängnis.

Von Walter Laedraß.

Im Heubergbad gab es Kurgäste wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Nicht etwa, weil dort das Mineralwasser besonders heilkräftig oder die Aussicht überwältigend gewesen wäre. Das Quellwasser war im Gegenteil nur schwach eisenhaltig, und wenn man die Aussicht genießen wollte, so mußte man eine gute halbe Stunde weit zur Egg hinaufsteigen, und dann sah man erst noch nicht besonders viel; denn vor der Alpenansicht lag ein schwarz bewaldeter Bergrücken, über den nur die höchsten Spitzen, die Jungfrau und das Schreckhorn, emporragten. Dagegen leuchteten bei klarem Wetter der Bieler- und der Murtensee aus der weiten Ferne.

Es gab aber etwas anderes, was die Stadtleute, besonders die Basler, jetzt unwiderstehlich anzog: die Heubergbadwirtin konnte kochen, und vor allem, sie hatte noch etwas in die Pfannen zu tun; denn zu ihrem Bade gehörte ein Landwirtschaftsbetrieb, und wer drei Wochen dort in den Ferien war, kam nicht unterernährt in die Stadt zurück, wo es jetzt, im vierten Kriegsjahr des zweiten Weltkrieges, nur noch Portionchen gab, die es hatten wie der Mond im Nidjiggänd.

Aber im Heubergbad gab es noch etwas anderes, das die Leute aus den Städten erfolgreich anzog als das beste Kurorchester; ja, nicht einmal der weltberühmte Sänger Caruso hätte damit in einen erfolgreichen Wettbewerb treten können. Was war das? Das waren die vielen großen und kleinen Bauernhöfe mit ihren herabgezogenen Schindeldächern in der Umgebung des Heubergbades.

Im Eßsaal des Kurhauses hing allerdings ein amtlicher Anschlag, der den Gästen mitteilte, daß es unstatthaft und strafbar sei, die Ferien zu mißbrauchen und in der ländlichen Umgebung Butter, Eier, Speck und Schinken, Bauernbrot und Mehl zu übersehten Preisen einzukaufen; aber dieser Anschlag hatte die üble Eigenschaft, daß er unschuldige Leute, die ohne böse Absichten in den Heuberg gekommen waren, geradezu auf die Gelegenheit aufmerksam machte, und infolgedessen in der Umgebung die Speck- und Eier-

preise täglich höher hinaufstiegen wie seinerzeit die tollen Kletterer an der Eigerwand.

Es gab freilich Bauernhäuser, und zu diesen gehörten die meisten, da konnte die Seidenrauschende, würdevolle Frau Direktor Feißli-Bahiger nichts ausrichten. Sie konnte sitzsam herbeispazieren, der Bäuerin den Garten, die Pflanzung, den Speicher, das Haus, die Hühner, die Schweine und die Kinder rühmen, sie konnte herzbewegend klagen über die beginnende Hungersnot in der Stadt, die Bäuerin blieb ungerührt und gedachte nicht, das Waschen der Milchgeschirre am Brunnen aufzugeben und in den Speicher zu laufen, um ein Duzend Eier zu holen, weder für fünfzig Rappen, noch für achtzig Rappen, noch viel weniger für einen Franken. Sie war auch durchaus nicht zu bewegen, die Gartenarbeit liegen zu lassen und eine Speckseite aus dem Kamin zu holen oder gar eine Hamme, auch nicht, wenn ihr dafür 120 Franken angeboten wurden.

„Was sollen wir nachher essen“, fragte sie ungehalten. „Wir haben keine Fleischarten, und kurz und gut, gebet euer Geflöhn nur auf, ich weiß ja nicht einmal, ob ihr nur gekommen seid, um mich zu fressen.“

Die Frau Direktor Feißli-Bahiger konnte lange entsezt erklären, von ihr dürfe man nicht etwas so Schlechtes denken. Es blieb dabei, und unverständlicher Dinge mußte sie weiterziehen; aber sie gab es noch nicht auf, denn sie wußte von einigen Häusern, wo das gute Geld und die blauen Banknoten weniger verachtet wurden. Im Hühnerboden war der Bauer empfänglicher für so etwas und seine Frau auch. Dort legten die Hühner schon längst sehr teure Eier, und die Schweine galten mehr, als der Mehger dafür zahlte; denn stückweise wanderte ihr Fleisch aus dem Rauch in die Rucksäcke der Kurgäste, die hier vorbeispazierten, wenn sie im Hasenbrunnwald Pilze sammelten. Wenn man eine halbe Speckseite unten in den Sad legte, so ließ er sich nachher viel rascher mit Eierpilzen zufüllen, übrigens konnte man auch die Eier in den weichen Pilzen sehr bequem einpacken und wegtragen.

So hatten also einige Kurgäste im Heuberg sozusagen eine Nebenbeschäftigung, freilich eine teure; aber für Liebhabereien sind bekanntlich zu allen Zeiten große Ausgaben gemacht worden.

Jene Kurgäste aber, die weder die Eier- noch die teurere Schinkenjagd mitmachten, weil sie das Tun als lächerlich oder noch richtiger als schändlich anschauten, oder weil es ihnen zu teuer war, vernahmen jedoch trotzdem hie und da, was vorging. Im Kurhaus war es sozusagen ein öffentliches Geheimnis, die Frau Direktor Feihlbühner habe in ihrem Reiseforb bereits einen Schatz von 225 Eiern, die billigsten zu fünfzig Rappen, die teuersten zu einem Franken. Der Herr alt Stadtrat Frasnacht aber sei ihr wahrscheinlich über, jedenfalls sei es sicher, daß er in den vierzehn Tagen, die er hier zugebracht habe, zum wenigsten vier Hammen aufgetrieben und gekauft habe.

Rudolf Gerber, der Besitzer des Hühnerbodens dagegen fand, es sei richtig, daß jetzt endlich die Schweine etwas zu gelten begännen; weniger richtig dagegen sei, daß man sie alle auf der Gemeindefreiberei angeben müsse und sogar damit zu rechnen habe, daß der Stall kontrolliert werde, das hingegen gefiel ihm schlecht.

„Du“, sagte er deshalb eines Abends zu seiner Frau, als er dem Herrn Frasnacht eine Hamme verkauft hatte, die dieser im Rucksack davontrug, der mit dünnen Bohnen rundlich zugefüllt war, „du, Marie, ich glaube beim Tüüner, jetzt wäre es sicher der Mühe wert, noch etwa zwei, drei schwarze Schweinchen anzuschaffen und die nicht in den Stall zu stellen, wo jeden Augenblick jemand dazuläuft. Wenn ich's mir recht überlege, so scheint mir, der alte Stall auf der Hinterseite unseres Stöckli, beim Bienenhaus, ließe sich gut wieder einrichten. Dort käme nie ein Mensch dazu.“

„Ich weiß nicht“, sagte sie, „ob das gut kommt. Was willst du ihnen denn zu fressen geben, es gibt weder Mais noch Futtermehl, und die Schweinekartoffeln brauchen wir sonst, ohne daß wir noch einen zweiten Stall hätten.“

„He“, antwortete der Mann, „glaubst du, sie nähmen nicht auch menschliche Kartoffeln, man braucht doch nicht alle anzugeben; wenn wir die den Schweinen füttern und die Speckseiten den Kurgästen verkaufen, die nächstes Jahr noch hungriger tun werden, so verdienen wir an den Kartoffeln mehr, als wenn man sie auf die Station liefert.“

„Das schon“, gab sie zu, „aber wenn du hinter dem Stöckli stallen lässest, so wird der Zimmermann bald merken, was du im Sinn hast; er müßte sonst ganz ein Löhl sein, und dann weiß man nicht, wann er davon in der Wirtschaft erzählt, am ersten gerade, wenn der Landjäger dabei ist.“

„Da ist es nun einmal gut, daß ich selber mit Beil und Säge umzugehen verstehe. Den Stall werde ich selber zurechtbringen. Der alte Holztrog wird nichts mehr wert sein, dafür kaufe ich beim Baumeister einen neuen aus Zement. Dann sage ich, ich müsse einen alten ersetzen; daß der in einen neuen Stall kommt, kann ihm niemand ansehen, wenn ich ihn heraufführe. Ein paar Bretter und Ziegel zum Fliesen sind auch noch da.“

„Was werden aber der Knecht und unsere Jungfer dazu sagen?“

„Die sind nun doch lange genug da, daß wir vor ihnen nichts zu fürchten haben.“

Damit war die Sache beschlossen, und Gerber Ruedi schritt in jedem freien Augenblick hinter sein Stöckli und nahm die Maße und rechnete, was hier zu verdienen sein werde, wenn er am nächsten Markt unten in Bärenried zwei oder drei Faseltschweine kaufe und heraufbringe. Die Kartoffeln standen gut und verhießen eine reiche Ernte, davon ließ sich ein schöner Teil auf die Seite schaffen, und auf die Station konnte man immer noch genug führen.

* * *

Dann geschah aber etwas, das Gerber Ruedis Plan beinahe ins Wasser brachte.

Trotz dem schönen Wetter reisten an einem Augustsamstag eine ganze Anzahl der Heubergbadgäste ab, heim ins Unterland, weil ihre Ferien vorbei waren und sie mit den Kindern wieder in die warmen Städte hinab mußten, wo die Schule wieder begann.

Nach dem Mittagessen, dem Henfermäli, wie man im Heubergbad sagte, erhielten die abreisenden Gäste einen Abschiedskaffee von der rundlichen Wirtin. Dann ging es an ein Händedrücken und Abschiednehmen und an ein Bersprechen, das nächste Jahr wieder zu kommen, und schon fuhr das große gelbe Postauto vor.

Frau Direktor Feißli-Bagiger war bei den Abreisenden; sie stand wie der Aufseher einer großen Speditionsfirma vor dem Kurhaus und überwachte das Aufladen ihres Gepäcks in den großen Postwagen. Sie wußte gut, warum sie selber dabei sein wollte, wenn ihre beiden Reisekörbe eingeladen wurden. Die Frau Bullschleger, ihre Patiencefreundin, lächelte schadenfroh, als sie die Sorgen der Frau Direktor sah. Sie hatte auch Eier, aber viel weniger, und konnte die meisten in ihrer großen Handtasche mitnehmen. Die trug sie selber und war deswegen der Angst enthoben. Um die Speckseite im Reisekoffer brauchte sie sich ohnedies nicht zu kümmern und um ihre vier Honigbüchsen auch nicht.

Das Postauto füllte sich rasch, es mochten gegen zwanzig Personen abreisen; aber was tat es, fünfundzwanzig neue kamen gegen Abend wieder an. Der Herr alt Stadtrat Frasnacht kam übrigens mit der Abendpost auch wieder zurück. Er begleitete nur seine beiden Freundinnen und wollte unten im Dorfe zum Coiffeur. Der Sommer war noch lange nicht zur Reife. Damit tröstete sich die Wirtin, die allen Abfahrenden die Hände drückte; damit trösteten sich auch die zurückbleibenden Gäste, die um den Wagen herumstanden und mit den weißen Taschentüchern winkten, als der Chauffeur die Türe zuschlug, den Motor anließ und langsam gegen den Waldweg hinunterfuhr.

„Wie schön es doch auf dem Heuberg war!“ sagte die Frau Direktor zu ihrer Freundin, „man lebte hier ganz auf, und man wird noch lange von diesem Aufenthalt zehren.“ Dabei zwinkerte sie mit den Augen, um anzudeuten, daß dies nicht etwa nur bildlich, sondern recht handgreiflich gedacht war.

„O ja“, gab Frau Bullschleger zu, „ich muß gestehen, das Rosenbukett, das die Wirtin mitgab, dunkle Malmaison mit Schleierfraut, das wird morgen daheim auf dem Sonntagstisch an den herrlichen Aufenthalt erinnern, aber gottlob nicht allein.“

„Man wird sich unten in der Stadt schwer einleben können“, fuhr Frau Feißli-Bagiger fort. „Hier oben hatte man einen so schönen Nebenberuf, den kartensfreien Lederbissen nachzuspüren, das hört wieder für eine Zeitlang auf.“

„Oder geht jedenfalls mühsamer“, gab die Bullschleger zu.

„Ach, dafür hat man schließlich andere Unterhaltung, ich freue mich eigentlich doch auch, wieder einmal in eine richtige Confitserie zu gehen und abends in den Kino. Man kann doch nicht immer nur Patience legen, man muß auch wieder einmal etwas für seine Weiterbildung tun. Gottlob geht es einem heutzutage etwas leichter als noch vor zwanzig Jahren. Früher mußte man sozusagen anstandshalber noch hie und da einen Roman lesen, und wenn man auch die meisten Seiten umwerfen konnte, so nahm das doch viel Zeit weg. Wieviel bequemer haben wir es doch heute, wo man sich die Geschichte im Kino ansehen kann.“

„Und dann ist es erst noch billiger“, bestätigte die Freundin, „denn auch wenn Sie ersten Platz nehmen, so kostet es vier- oder fünfmal weniger, als wenn man das Buch kaufte, und dann hat man sich erst noch nicht die Augen verdorben beim Lesen.“

„Da sind wir ja schon im Dorf, das ging aber rasch hinab“, stellte Herr Frasnacht fest, „warten Sie, ich helfe Ihnen beim Aussteigen, ich helfe Ihnen gerne das Gepäck zum Eisenbahnwagen tragen. Aber zum Sapperlot, was soll denn das sein, Chauffeur? warum halten Sie nicht hier beim Bahnhof?“ rief er verwundert, „wir wollen doch das schwere Gepäck nicht noch weit zurücktragen.“

Der Chauffeur lächelte nur ein wenig spöttisch: „Nein, nein, das braucht ihr wohl nicht. Dort drüben wird dafür gesorgt.“ Er wies mit dem Kinn leicht nach vorn, wo man auf der Straße einen Landjäger in der grünen Uniform sah, der ein Zeichen gab, wohin der Wagen fahren sollte. Zum Staunen der Fahrgäste landete der Wagen mit elegantem Schwung im geschlossenen Hof hinter der Post, wo zwei Beamte und zwei Polizisten standen, um die Gesellschaft in Empfang zu nehmen.

„Gepäckkontrolle, meine Damen und Herren“, sagte der eine Beamte freundlich, „wer kein Gepäck hat, ist entlassen, die anderen sollen sich einen Augenblick gedulden, wenn wir eine kleine Kontrolle machen müssen.“

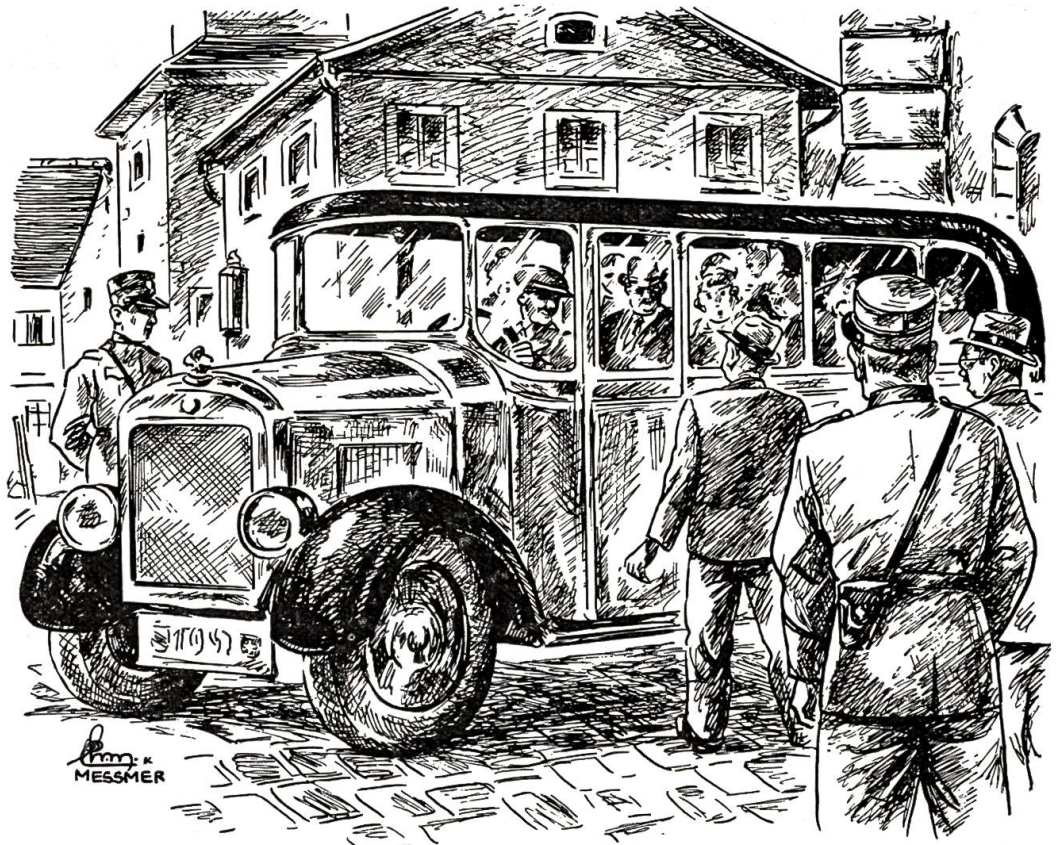
Es wurde leichenstill im Auto, nur ein paar Wandervögel sprangen lachend aus dem Wagen und wiesen die leeren Rucksäcke offen vor, auf ihrer Ferienwanderung hatten sie alles aufgegessen. Aber die Frau Direktor Feißli-Bahiger wurde blaurot im Gesicht. „Die Reisekoffer sollen wir öffnen? das fehlte gerade noch! Sind wir noch in der freien Schweiz?“ fuhr sie den Beamten an.

„Jawohl“, antwortete der, „in der freien Schweiz, die für alle das gleiche Recht und gleiche Portionen will. Das Reisegepäck wird Ihnen nicht weggenommen, wollen Sie es bitte nur aufschließen.“

„Das werden Sie sich nicht unterstehen, zu verlangen! Wo ist das Telefon? ich will meinem Schwager telefonieren, dem Herrn Nationalrat, der wird Ihnen dann sagen, was sich schickt und was nicht!“

„Das steht Ihnen frei, sobald Sie hier die Schlüssel gegeben haben. Wenn Sie jedoch vorziehen, zu warten, dann können wir allerdings nicht versprechen, daß Sie mit dem nächsten Zuge reisen können.“

Frau Direktor Feißli-Bahiger gab den Schlüssel, denn sie sah, wie drüben die Landjäger schon ein paar Koffern öffneten, leicht hineinschauten und dem kleinen Buchhalterlein und seiner Frau, die oben im Heuberg die ganze Zeit nur Schwämme und Heidelbeeren gesammelt hatten, freundlich zunickten, guten Appetit wünschten und sorgfältig mit dem Heidelbeerkörbchen umgingen, das der Buchhalter glückselig, aber etwas verschämt vorzeigte und mit dem er jetzt entlassen wurde. Frau Wullschlegers Koffer jedoch wurde von



„Gepäckkontrolle, meine Damen und Herren!“

seiner Speckseite befreit, und jetzt zeigte es sich, daß sie dort drin auch noch Eier hatte, 48, 52, 56, 60, zählte der Landjäger in den bereitgestellten Spreuerkorb hinein. „Ihre Adresse bitte“, und der Schreiber notierte: „Frau Alice Wullschleger, Privatiere, Hamstergasse 13. Geräucherter Speck: 12,650 kg, 88 Eier, 3 kg Honig.“

„Und das soll ich jetzt nicht mitnehmen dürfen?“

„Bedaure, das bleibt vorläufig hier. Es ist möglich, daß Sie etwas davon zurückbekommen; aber Sie haben doch wohl kaum so viele Eierarten abgeliefert.“

Die Frau Direktor Feißli-Bahiger hatte sich inzwischen gefaßt. „Da kann man schon etwas aus dem Häuschen geraten“, sagte sie jetzt zu Herrn Frasnacht. „Da wollte ich dem Lazarus-haus für Unheilbare ein kleines Geschenk aus den Ferien bringen, und nun soll das noch an die große Glocke kommen! Das ist mir ein wenig unangenehm. Aber wenn Sie jetzt die Sendung

besorgen wollen, in Gottes Namen“, wandte sie sich an den Beamten, „so machen Sie, daß die Eier gut ankommen. Es sind 300 Stück, ich wollte den Patienten eine kleine Freude machen, ich bin dort in der Direktion. Wenn der Staat die Finger in allem haben will, meinetwegen, so soll er den Transport auch selber übernehmen.“

300 Eier, 10 kg Honig, 25 kg Speck, notierte der Beamte, „sind die Teekräuter und das Bauernbrot für die Anstalt oder wollten Sie dieses für Sie selber?“

„Selbstverständlich auch für die Kranken“, sagte die Frau Direktor gekränkt, „aber jetzt lassen Sie mich gehen, ich muß vor der Abfahrt des Zuges noch in die Apotheke.“

Sie schluckte, als sie sich draußen von Herrn Frasnacht verabschiedete. „Nein, eine solche Gemeinheit“, röchelte sie, „so etwas! Nie, nie mehr betrete ich eine solche Gegend, die Räuber im Böhmerwald waren seinerzeit anständiger.“

„Sie haben sich glänzend gehalten und keinen Augenblick die Fassung und die Würde verloren“, gestand Herr Frasnacht, „ich gratuliere Ihnen, die Idee war glänzend. Selbstverständlich können Sie jetzt mit der Verwaltung des Lazarushauses die Sache verrechnen.“

„Das will ich meinen, aber jetzt rasch auf den Bahnhof, sonst langt es nicht mehr.“

* * *

Herr Frasnacht schritt jetzt aufgeregt zum Coiffeur und bestellte sich telefonisch ein Auto, das ihn gleich wieder in den Heuberg hinaufbringen sollte, denn auf das nächste Postauto zu warten getraute er sich nicht. Weiß Gott, dachte er, die Blutsauger sind imstande, nach einem solchen Erfolg ins Bad hinaufzufahren und dort die Untersuchung weiterzutreiben. 1200 Eier haben sie mit diesem einen Fang geschnappt, 5 ganze Hammen, 80 Kilo Speck, wenn nicht noch mehr, und Butter und Honig, Würste und Brote eine ganze Menge. Sogar die Leute mit den dünnen Bohnen wurden notiert, oder sollte ich mich getäuscht haben? Da will ich jetzt vorbereiten, es mag kommen, was will, ich werde mich nicht erwischen lassen, sowenig wie die Frau Direktor.

Frisch rasiert saß er bald darauf im Wagen, der ihn rasch den Berg hinauf führte. Er hatte sich alles wohl überlegt. Kein Mensch sollte vernehmen, was er noch gestern im Hühnerboden gekauft hatte und was sonst noch in seiner Stube war. Statt dreimal den immerhin zwanzig Minuten langen Weg zu gehen, gedachte er, sein ganzes Lager, das er im Zimmer hatte, in seinen Reiseförben zu versorgen und gleich mit dem Wagen nach dem Hühnerboden bringen zu lassen. Dort würde es der Bauer wohl aufbewahren, und unterdessen ließen sich schon Wege finden, wie man die Leckerbissen unbeschrien verschleiben konnte. Schon hielt das kleine Auto vor dem Kurhaus. „Wartet einen Augenblick“, befahl er dem Chauffeur, „gestern abend ist eine unruhige Gesellschaft hier eingerückt, ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen, erst am Morgen konnte ich die Augen zutun, als die letzten zu Bett gingen, und da stunden die ersten schon wieder auf. Das will ich nicht noch einmal erleben, und deshalb fliehe ich für diese Nacht ins Stöckli im Hühnerboden. Der Wirtin Bruder ist dort und gibt der Schwester zuliebe in solchen Fällen ein ruhiges Stübchen.“

„Ja“, sagte der Chauffeur, „es gibt hier und da solche Krachbrüder, die einem die Ferien verleiden. Es wäre mir auch zuwider, wenn ich schlafen wollte und unter mir die ganze Nacht an einer Handharfe herumgedrückt würde.“

Zehn Minuten später fuhr er mit seinem Fahrgast und dessen Koffern gegen den Hühnerboden. Gerber Ruedi begriff augenblicklich, was Herr Frasnacht im Sinne hatte, und trug hilfsbereit die Koffern ins Stöckli hinein, und dann fuhr das Auto davon.

„Das war eine schlimme Überraschung“, gestand Herr Frasnacht seinem neuen Freunde, „was die Kurgäste unten am Bahnhof erlebten. Mir ist auch schon manches Geschäft fehlgegangen, aber wenn ich heute unten am Bahnhof meine ganze Ferienerte verloren hätte wie etwa die Frau Wullschleger, das hätte mich geärgert wie sonst nichts. Und dabei mußten sie sich noch belächeln lassen! O, ich hätte diesen Schnüfflern eines abstrecken können, daß sie drei Wochen lang mit geschwollenen Köpfen so groß wie meine Koffern herumgehen müßten. Gottlob hat es mich nicht getroffen, und ist jetzt meine Sache

bei Euch in Sicherheit. Von hier könnt Ihr mir alles nach und nach mit der Post schicken oder halt, mein Freund, der Händler, kann alles in seinen Wagen nehmen, wenn er in Eure Käferei kommt. Die Schinken nehmen nicht viel Platz weg, wenn man sie in ein Säcklein einpackt. Am gescheitesten wäre es, ich käme dann gerade selber mit. So, aber jetzt will ich ins Bad zurück, das Postauto wird unterdessen angekommen sein. Es nimmt mich wunder, ob die Polizei heraufkommt. Die leeren Koffern bringt Ihr mir nächste Woche wieder hinüber."

Dem Gerber Ruedi war es ganz sturm im Kopf. Das war eine schöne Geschichte! Die Polizei hinter den Aurgästen! Dann war sie wohl bald auch im Hühnerboden, da wäre es doch gescheiter, man hätte mit allem zusammen nichts zu tun, dann wäre es wohl schlau, auf die schwarzen Schweine zu verzichten und sich nur mit weißen abzugeben. Aber dann war es auch vorbei mit dem Verdienen, und das wäre doch schade. Nein, die Polizei konnte ihm nichts beweisen, die schwarzen Schweine vom letzten Winter waren fort und die neuen noch nicht da, es konnte ihm also nichts tun, und der Eier wegen? man ließ die Hühner einfach in den Wald laufen und den Bello ihnen nachspringen; dann konnte sie kein Mensch zählen. Ach nein, es war nicht so gefährlich.

"So, jetzt will ich mich verabschieden", sagte Herr Frasnacht, "da ist noch etwas für die Mühe." Damit drückte er dem Gerber Ruedi eine blaue Note in die Hand, und die zerstreute dessen letzte Bedenken. Nein, so geschwind durfte man sich nicht erschrecken lassen. Er gab seinem Gast zum Dank die Hand und trat mit ihm vor das Haus.

Dort stand seine Frau mit einer Hausiererin auf der Terrasse. Das alte runzelige Frauelein hatte Schürzen und Hemden und Stoffresten auf der Bank ausgebreitet und war eben daran, ein Geschäft zu machen, als die beiden Männer herzutraten.

"Und wenn der Vater wieder in den Dienst muß", begann jetzt das Resten-Züsi, "so hätte ich da noch etwas Besonderes für ihn, einen schönen Rest Postsäckleinwand aus der Weberei in der Erlen. Das Stück hatte einen kleinen Fehler, deswegen nahm es die Post nicht ab, aber für die Wäschesäcklein gäbe es keinen besseren Stoff, solid und sauber, und dann kann ich ihn noch billig geben. Es ist eine seltene Gelegenheit."

Herr Frasnacht trat näher und griff nach dem Tuch. "Richtig", sagte er, ein Auge zudrückend, "gebt mir auch einen Meter, nein, gleich zwei. Das Lüsli im Heuberg näht mir einen Sack daraus, in dem ich die dünnen Steinpilze heimschicken kann."

"Da habt Ihr viel im Sinn", lachte die Hausiererin.



"Bedaure, das bleibt vorläufig hier!"

„Nun, es kommen ja auch noch ein paar dürre Bohnen hinein, und wenn der Sack nicht voll wird, so kann ich daheim das Tuch immer brauchen.“

Das fand nun die Frau Gerber auch. „Präzis“, sagte sie, „das Tuch ist etwas Rechtes, das gibt hübsche Säcklein, und wenn man die dünnen Schnitz darin den Kurgästen verkauft, dann gelten sie wohl das Doppelte.“

So wurde die Resten-Züsi der Ware los und ging zufrieden ein Haus weiter.

„Ausgezeichnet, daß ich die hier getroffen habe. Das Tuch gibt die schönsten Säcklein, in denen Ihr mir nach und nach meine Ware schickt, nie zuviel aufs Mal, dann fällt es nicht auf. Daß es für Euch ein gutes Geschäft sein wird, brauche ich Euch nicht extra zu sagen, und daß ich auch nächstes Jahr ein guter Abnehmer sein werde, das werdet Ihr auch wissen, macht nur, daß Ihr etwas zu verkaufen habt; es braucht ja nicht gerade zum Höchstpreise zu sein“, lachte er vielsagend.

Ruedi Gerber begriff. „Ja gern, Herr Frasnacht, ich werde mich einrichten. Von den Vorschriften aus Bern habe ich so genug, daß ich gerade zum Troß jetzt tun will, wie es mir gefällt und nicht den Büroherren.“

„Und wie Ihr auch etwas verdient“, sagte Herr Frasnacht aufreizend. „Es ist einfach nicht recht, daß man den Leuten von oben herab das Geschäft verdirbt, jetzt, wo es eines zu machen gäbe.“

Zufrieden gingen die beiden auseinander.

* * *

Am folgenden Sonntag lag ein Friede über dem Land, wie wenn der liebe Gott selber hierher in die Ferien kommen wollte. Die Bauernhäuser ruhten an der Sonne in ihren strohenden Baumgärten, und um diese herum reiften die Getreidefelder und blühte der rote Klee. Am warmen Waldbrand lagerten ein paar Wanderer und schauten über alle diese Herrlichkeit hinweg bis hinüber zum Jurawall im blauen Dunst, hinter dem die Grenze lag, wo der Krieg gehaust hatte und der Friede immer noch nicht zurückgekehrt war. Wer sich das überlegte, der wurde dankbar

für diesen weiten Garten, in dem die Schweizer wie in einem Paradiese wohnen durften, aus dem sie niemand vertrieb.

Aber nicht alle waren dankbar für dieses Paradies und wußten es richtig zu schätzen. Es gab viele, die im Kriege und den schweren Zeiten noch gar nichts gelernt hatten.

Man konnte den Ruedi Gerber freilich nicht zu den Schlimmsten zählen. Am Vormittage war er ja doch als Kirchgemeinderat vor der Predigt unten bei der Kirchenlinde gestanden, hatte allen Nachbarn die Hand gedrückt, hatte festgestellt, daß man wohl bald mit der Ernte auch hier oben beginnen könne und daß das Aufgebot immer nur auf die Unteren Rücksicht nehme und nicht auf sie hier oben in der Höhe. Dann war er im warmen Chorstuhle gesessen und hatte der Predigt eine Zeitlang zugehört und war darüber schließlich sanft eingeschlafen, bis ihn die brausende Orgel wieder weckte. Nachher ging er heim und setzte sich hinter den Tisch zum Mittagessen.

Jetzt aber war er mit seiner Frau in der Hinterstube. Die Haustüren waren verriegelt, niemand konnte hereinkommen, es wurde an diesem stillen Sonntag auch niemand erwartet, denn Gerber Ruedi machte Auslegeordnung. Es war nicht die militärische, obschon er bald in den Dienst mußte. Was er auslegte in dieser stillen Nachmittagsstunde, das waren seine Wertschriften.

Auf dem Tische lagen die Schuldbriefe und Kaufbeilen, die zum größten Teil schon aus Vaters und Großvaters Zeiten her stammten, alte Briefe, die in verschnörkelter Schrift kundtaten, daß der oder dieser Handwerker unten im Dorf oder irgendein Kleinbauer am Hang oder im Graben so und so viel tausend Franken schuldig war und jährlich an dem und dem Tag verzinsen sollte. Dabei lagen auch ein paar Kassenscheine der Amtersparniskasse in blauen und grünen Farben und ein paar Kassensbüchlein und Käsereiaktien.

„Schau“, sagte Ruedi zu seiner Frau, „das alles, was hier auf dem Tisch liegt, das ist versteuert, das kommt in den Sekretär. Wenn es mir etwas geben sollte im Militärdienst...“

„Nid, nid, Vater, hoffentlich kommst du gesund zurück.“

„Ich will's gerne hoffen, aber man kann nie wissen; wie bald ist etwas geschehen. Das könntest du alles ruhig versiegeln lassen vom Gemeindepräsidenten.“

Aber alles, was da auf den beiden Betten liegt, das gehört in den Eisenkasten im Keller; von dem weiß niemand etwas, der geht auch niemanden etwas an. Es sind hier noch ein paar Kassenscheine dabei, auch Mostereiaktien und Anteilscheine von der Ziegelei, von der Amtersparrniskasse, von der Maschinenfabrik und vom Elektrizitätswerk. Die plagen mich immer ein wenig, man weiß nie, wann es auskommt, daß man sie nicht versteuert. Bis jetzt hat es aber noch nichts gemacht und bleibt hoffentlich so. Wöhler wäre man richtig schon, wenn man lauter Bargeld hätte, Banknoten oder Gold. Nur ist es eine Reizersache damit, sicher ist das Geld schon im Keller, aber es trägt dort keinen Zins.“ Liebevoll legte er Bündel um Bündel der blauen und grünen und roten und braunen Noten nebeneinander und zählte und notierte und rechnete.

„Es wird heuer ein gutes Jahr“, sagte er, „und das nächste wahrscheinlich auch. Ich will am Herbstmarkt in Bärenried doch Schweine kaufen, das gibt hier einen schönen Zuwachs, und dies hier“, er zeigte liebevoll auf ein Notenbündel, „habe ich einzig und allein an Herrn Frasnacht verdient.“

„Man sollte wegräumen, Vater“, mahnte jetzt die Frau, „sonst sind die Bursch aus der Kinderlehre heim, und schau, dort drüben kommt jemand auf unser Haus zu; wer mag das wohl sein?“

Rasch verschwand die seltsame Ausstellung, und die Stube sah wieder alltäglich aus, als Christen, der Knecht, unter der Haustüre stand.

„Du bist heute früh zurück, du hieltest es sonst länger aus, wenn du einmal am Sonntagnachmittag fortgingest.“

„Ja“, sagte er, „aber heute wurde es bald ungemütlich vorne im Bädli. Die Leute tun dort wie Sturm; es hat scheint's gestern mittag unten am Bahnhof eine Untersuchung gegeben, und die Polizei hat den Kurgästen die Eier ausgenommen. Jetzt sind ein paar unruhig geworden



„Da habe ich gedacht, ich sei hier nebenaus wöhler in der Stille.“

und wissen nicht, wohin mit ihrer Sache. Mich hat auch eine Frau gefragt, die bald abreisen will, ob ich ihr nicht auf dem Velo einen Korb voll Eier und Würste hinabführen und ihn ihr zum Bahnwagenfenster hineinreichen wolle. Es war eine, die schon ein paarmal hier gewesen ist. Da habe ich gesagt, ich könne nicht, der Meister müsse in den Dienst. Ich will lieber in meinen alten Tagen nicht noch ins Loch, und wenn ich hundert Franken dafür bekäme.

Und dann war noch ein anderes Gerede. Unten auf der Post sei letzte Nacht eingebrochen worden. Ein paar Postsäcke sind fort, auch Geld, sogar die Hammen, die man gestern den Kurgästen abgenommen hat und die noch dort eingesperrt waren. Es müsse ein Hiesiger sein, der es gemacht habe, einer, der sich gut auskenne, sonst hätte er die Hammen nicht auch noch erwischt.

Da habe ich gedacht, ich sei hier nebenaus wöhlter in der Stille; ich gehe jetzt bis zum Melken noch ein wenig hinter das Haus und liege unter den Haselbusch.“

„Ja, aber komm, nimm zuerst den Kaffee“, sagte die Bäuerin. „Ein Kaffee ist immer das Beste, wenn man von so wüsten Sachen gehört hat.“

* * *

In der folgenden Woche richtete Rudolf Gerber seinen alten Schweinestall ein, es gab nicht gerade viel zu tun. Der neue Schweinetrog ließ sich mit leichter Mühe einsetzen, und zwei Tage später standen drei schöne, wüchsige Fasel davor, die nicht wußten, daß sie schwarze Schweine waren.

Darauf rückte Ruedi Gerber frohgemut in den Militärdienst ein. Bei einem alten Kanonier, der zum Wachtdienst aufgeboden war, würde kein Mensch etwas Böses vermuten, noch viel weniger eine Kontrolle vornehmen.

Er mußte mit seinen Kameraden weit hinein ins Bergland, um dort ein großes Munitionsdepot bewachen zu helfen.

Der Dienst war nicht streng, der Hauptmann und der Oberleutnant standen gut mit den Leuten, das Essen war reichlich und der Wein am Abend ausgezeichnet; sechs Wochen mußte man bleiben, es war eine schöne Zeit.

Nur etwas plagte den Kanonier Gerber: Die Frau hätte schon lange das Wäschefäcklein schicken sollen; es gab Tage, wo man bei allem Gut haben doch schwitzen mußte, und jetzt wollte die frische Wäsche nicht kommen. Die Marie war doch sonst exakt; aber das Säcklein war am zweiten Samstag nicht da, es kam auch am Montag nicht, auch nicht am Dienstag.

Sollte er daheim anfragen oder bei der Feldpost reklamieren? Als Gerber Ruedi noch über-

legte, läutete das Telefon im Batteriebüro. Der Hauptmann gab selber Bescheid: „Jawohl, der Kanonier Gerber Rudolf ist hier. Was?“ sagte er darauf staunend, „nicht möglich, also doch? Zu Befehl, Herr Major, das wird besorgt.“

„Feldweibel“, sagte er darauf, „gut, daß Ihr gerade da seid. Der Kanonier Gerber Rudolf steht unter schwerem Verdacht, der Gerichtspräsident selber soll kommen, morgen um zehn Uhr steht der Mann zur Verfügung der Heerespolizei. Nein, es ist nicht ein militärisches Vergehen. Führt ihn heute abend nach dem Hauptverlesen in das Gemeindearrestlokal; denn wir haben morgen Besichtigung durch den Oberst, und da kann man den Mann doch nicht von der Achtungsstellung weg der Polizei übergeben, das fehlte gerade noch!“

„Er hat mir eigentlich nie recht gefallen“, ließ jetzt der Feldweibel verlauten, „schon nur, weil er in den Wirtschaften überall zu merken gab, daß er mehr Geld habe als etwa unsereiner. Jetzt wird er das am Ende nicht ganz richtig zusammengebracht haben, früher oder später kommt es immer aus.“

So kam's, daß der Kanonier Gerber nach dem Hauptverlesen samt seiner gerollten Wolldecke ins Dorfschulhaus geführt wurde, in dessen Keller das Arrestlokal eingebaut war, tief unter der Erde. „Der Gerichtspräsident will Euch morgen verhören, Ihr werdet wissen warum“, sagte der Feldweibel.

Gerber brachte kein Wort hervor, so drückte es ihm den Hals und die Brust zusammen; aber er nickte ein wenig. Bleich schritt er neben dem Feldweibel, wortlos ließ er sich einschließen und saß im dunkeln Raum auf die Pritsche.

Ach Gott, nun war es doch so weit gekommen, daß er sich vor niemandem mehr zeigen durfte. Es war klar, daß seine Schwarzsclächtereie angekommen war. Auf welche Art, das konnte man an den Fingern abzählen; irgendein Kurgast, der erwischt worden war, hatte ihn angegeben, und die Frau hatte zu Hause alles gestanden. Dort ging jetzt wohl alles drunter und drüber, darum hatte sie nicht geschrieben, die Wäsche nicht geschickt, das war jetzt klar. Sie hatte ja immer ein wenig abgemahnt, und nun, wie es

nicht gut gekommen war, würde sie ihn verachten und nichts mehr von ihm wollen.

O, wenn man nur davon könnte, sich verstecken in einem fernen Land!

Er stand auf und stieß nach zwei Schritten mit dem Kopf gegen die Wand.

Ja, jetzt saß er da, in der Schande.

Hoch oben an der Wand war ein kleines Gitterfenster, das offenstand. Noch schimmerte ein wenig Tageshelle dort herein, und jetzt hörte man aus der Ferne ein Gespräch.

„Wie geht es jetzt Eurem Gilgian“, fragte eine Frauenstimme.

„Ach, danke, besser; aber die Brustfellentzündung hat ihn gehörig gepackt. Wenn wir ihm nur jetzt recht zu essen zuhalten könnten, Milch und Eier. Aber die Eier sind einfach zu teuer für unsereiner, wenn man auch 35 Rappen bezahlt, so bekommt man sie nicht, die Fremden hier herum zahlen eben besser!“

„Es ist gut, daß ich das weiß; schickt doch Euren Hansli mit einem Körblein, wir haben diesen Monat noch recht viele bekommen, die muß er jetzt haben. Er war immer ein braver in der Schule.“

„Da danke ich Euch tausendmal.“

„Es ist nicht der Mühe wert“, hörte er noch sagen, dann wurde es wieder still.

Aber nur draußen; drinnen bei Gerber Ruedi wurde es jetzt nur unruhiger; denn, ja, der Eier wegen ließe sich auch etwas sagen. Etwa fünf- undzwanzig Hühner hatte er nicht angegeben, und das war jetzt sicher auch ausgekommen, und daß er einmal der Frau Direktor 50 Eier zu einem Franken das Stück verkauft hatte, wohl auch. Aber schließlich, warum hatte die vornehme Frau so viel gegeben. Man wäre doch dumm gewesen!

Mit der Milch stimmte allerdings auch nicht alles. Daß er sie zu Hause gebuttert und die Butter den Gästen verkauft hatte, war jetzt auch ausgekommen, und die schwarzen Schweine im



Das Herz klopfte, der Hals würgte, der Kopf schmerzte.

neuen Stall hatten sicher gerade gegrünzt, als die Untersuchung vorgenommen wurde!

Ach, es war jetzt doch alles gleich, er durfte sich nicht mehr zeigen.

Stöhnend lag er auf der Britsche; aber auch liegend fand er keine Ruhe. Ach Gott, die Milch, die Milch. Er hatte es durchgesehen, daß die Milch aus seiner Käserei zwei Rappen teurer verkauft wurde, als erlaubt war. Aber der Lehrer im Schulhaus und die Ferienleute da und dort in den Sommerwohnungen konnten das doch gut bezahlen bei ihren hohen Löhnen, und arbeiten mußten sie ja nichts im Vergleich...

Selbstverständlich hatten die jetzt auch geklagt, und das wirkte strafverschärfend. Nun, es würde sich jetzt bald zeigen, es mußte doch bald Morgen sein; denn nun steckte er schon viele Stunden

hier in dem greulichen Loch. Um halb acht Uhr war er eingetan worden, jetzt schlug es draußen eins, zwei, drei, vier... Ja, war das möglich, erst acht. Jawohl, acht Uhr. Das gab wohl eine lange Nacht!

Aus der Schulkommission mußte er jetzt austreten; denn der Lehrer würde diese Milchgeschichte doch nicht ruhen lassen, und Hüttenmeister mochte sein, wer wollte. Er hatte es mit den Bauern gut gemeint; jetzt aber würden sie sagen, keiner hätte die Schlechtigkeit gewollt, er allein habe sie erzwingt. Nun also.

Das Herz klopfte, der Hals würgte, der Kopf schmerzte. Aber schließlich, andere waren auch schuld. Dieser Herr Frasnacht zum Beispiel hatte ihn direkt gezwungen, schwarze Schweine anzuschaffen. Alles hatte der aufgekauft, und schließlich mußte man im Winter auch noch etwas zu essen haben.

Das Gericht mußte auf jeden Fall mildernde Umstände anerkennen, sonst hörte doch jede Gerechtigkeit auf. Übrigens war ihm noch gar nichts bewiesen, und man mußte vorsichtig sein; vielleicht brauchte man nicht gerade alles zugeben.

Jetzt stand er wieder ein wenig auf. Drei Schritte konnte man auf und ab gehen, dann stieß man an. Ja, wenn er einmal hier herauskäme, so könnte er gleichwohl nicht mehr weiter, er dürfte sich gleichwohl nirgends mehr zeigen.

Wie war das früher schön gewesen, am Sonntag in die Kirche zu gehen, vor der Kirche das Wetter und die Preise zu besprechen, die Taufen und die Todesfälle; zu spüren, wie man zur Gemeinde gehöre. Das hörte jetzt alles auf, mit Fingern würde man doch von jetzt an auf ihn zeigen.

Wenn das Unglück jetzt begann, so schritt es sicher weiter. Es blieb nicht bei der Entdeckung seiner wirtschaftlichen Vergehen mit Eiern und Butter und Schweinen.

Er stöhnte laut auf, denn ohne Frage würde bei dieser Gelegenheit auch untersucht werden, ob er sein Vermögen richtig versteuerte. Nun, das landwirtschaftliche Einkommen brauchte er ja nicht zu versteuern. Gott sei Dank, das war ein altes Recht. Aber, dachte er, freilich nur widerstrebend, das gab nicht das weitere Recht, auch

das Einkommen aus den Zinsen nicht zu versteuern. Im Gegenteil, dann sollte man es doch genauer nehmen.

Der Krämer im Dorf mit der kranken Frau zahlte soviel Grundsteuer wie er und dazu noch 800 Franken Gemeindesteuer und hatte doch in diesen Jahren nicht soviel verdient, wie er auf dem Hühnerboden verdient hatte. Ach, das wußte er sehr gut.

Aber es war doch nicht möglich, daß die Untersuchung deswegen vorgenommen wurde, dachte er wieder; eher vielleicht, weil er für das Wehr- opfer nicht alles, ach, lange nicht alles angegeben hatte. Er hatte wohl mehr als tausend Franken zu wenig bezahlt, und deswegen...

Die Beamten in den Büros waren sehr schlau, die hatten es wohl jetzt gemerkt, und Kirchgemeinderat, nein, es ging nicht mehr; er durfte sich nie mehr im Kirchenchor blicken lassen...

Nun war es aber doch tief in der Nacht. Von fern her hörte er das Gelächter seiner Kameraden, die wohl jetzt aus der Wirtschaft heimkehrten.

O, nur noch einmal so mit gutem Gewissen dabei sein, ach, wenn man das könnte!

Ja, wenn man das könnte; aber jetzt kam ihm jene Nacht in den Sinn. Im Militärdienst im Bessland war es gewesen. Ja, er war nicht mehr ganz nüchtern herausgekommen, sonst wäre das ja nicht geschehen. Er hatte die Tochter ganz allein angetroffen, sie hatte sich gewehrt, gekracht und gebissen...

Nein, unmöglich, das kam jetzt nicht mehr aus. Es waren übrigens wohl schon mehr als zehn Jahre, und dann war die Geschichte doch verjährt, sonst — blieb nur noch... das Wasser.

Wenn man da draußen in das wilde Wasser fiel, dann war alles vorbei. Der Bergstrom gab niemanden mehr zurück. Er begrub die Opfer, die er nahm, oder die Flüchtlinge, die sich bei ihm verbargen, im Geröll draußen im See. Dort war es am schönsten. Ach, wenn er nur schon dort unten wäre und alles vorbei.

Nun lag er wieder ab. Denken konnte er nicht mehr, schlafen auch nicht. So mußte es in der Hölle sein.

Er trug jetzt Kartoffeln aus dem Keller und versteckte sie hinter dem Haus. Nein, den nächsten Sack trug er gegen den Bahnhof, und dann

sprang er geschwind, geschwind heim und versteckte seine Schweine im Keller, und dann stand dort der Pfarrer und las aus der Bibel. Rudolf Gerber hielt die Hände vor die Ohren, umsonst, die Stimme war viel zu laut.

Wie hieß denn eigentlich die Stelle, die er las?

Es donnerte in seiner Zelle: „Da siehe du zu. Und Judas warf die Silberlinge in den Tempel, ging hin und erhängte sich.“

Er erwachte schweißgebadet, als die Wache mürrisch den Morgenkaffee brachte.

Jetzt war also doch der Tag angebrochen. Wenn er den überlebte, dann wollte er hinfort gutzumachen versuchen, was noch gutzumachen war; aber es blieb wohl nichts mehr als der Strich für seine Schande.

Endlich, ja, jetzt kam die Wache wieder. Jetzt hieß es: Auf und vor den Untersuchungsrichter.

Bleich ließ er sich führen, er wußte nicht von wem und nicht wohin, und nun saß er in einem fremden Raum, und fremde Gesichter waren da.

Ja, Gerber Rudolf, so hieß er und war geboren am 1. Mai 1898 im Hühnerboden, Gemeinde Heuberg. Das war gleichgültig, das war nur das Vorspiel, bald würde das Gericht kommen und die Schande.

Aber jetzt brachte ein Polizist seinen Post sack, nagelneu, aus dem Tuch gemacht, das die Resten-Züße vor wenig Wochen verkauft hatte, mit der Adresse von der Hand seiner Frau.

Die hatte ihn also noch nicht vergessen und noch nicht aufgegeben, das zu wissen tat wohl.

Und mit einem grenzenlosen Staunen vernahm er: „Sie stehen im Verdacht der Mitwirkung am Postdiebstahl im Bärenried. Erkennen Sie diesen Wäschesack als den Ihrigen? Und wo haben Sie ihn her? er ist aus dem Stoff der im Bärenried gestohlenen Postsäcke gemacht.“

Nun fiel ihm ein Stein vom Herzen. Jetzt atmete er tief, und jetzt ging ihm die Sonne auf. Sein fahles Gesicht rötete sich und wurde fröhlich „O nein, Herr Untersuchungsrichter,“ lachte er, „jetzt habe ich gemeint, ich sei eingesperrt worden, weil ich einmal ein paar schwarze Eier verkauft habe! Und jetzt ist es nur das! Das Wäschesäcklein ist aus Restenstoff gemacht, den ich von der Hausiererin Susanne

Beneler gekauft habe. Es sei ein Stück mit einem Fehler gewesen, das die Post der Fabrik nicht abnahm. Die Hausiererin ist in Bärenried daheim und dort jedermann bekannt. Sie wird den Verkauf ohne weiteres zugeben, und Zeuge war übrigens der Herr alt Stadtrat Frasnacht, Bundesgasse 112, der damals im Heuberg in den Ferien war. Er hat auch von diesem Stoff gekauft, um seine Steinpilze heimzuschicken. Vielleicht fragen Sie ihn telephonisch von hier aus an, ob es stimmt.“ Der Kanonier Gerber lachte laut und befreit heraus.

Es wurde eine Pause gemacht und telephoniert, und es stimmte, die Sitzung war zu Ende.

„Sie entschuldigen, Herr Gerber, an die Lösung hatten wir nicht gedacht. Sie bekommen selbstverständlich die reglementarische Entschädigung, und dann sind Sie frei. Ihrem Hauptmann wird es von hier aus mitgeteilt.“

Die Wochen, die noch kamen, gehörten zu Rudolf Gerbers schönstem Dienst. In der freien Zeit dachte er nur noch, wie er alles einrichten könne, was er gutzumachen habe, und als er entlassen wurde und heimkam, stellte er die Schweine aus dem Stöckli in den Stall und meldete sie an und setzte den Milchpreis um zwei Rappen zurück, da jetzt die Ferienleute, die noch da seien, doch wohl ihrer Gesundheit und nicht einer Lustbarkeit wegen auf den Heuberg gekommen wären.

Er hat sich mit dem Gemeindegemeinschreiber auch schon besprochen, um seine Steuerverhältnisse ins reine zu bringen, denn er will im Kirchengemeinderat bleiben.

Frau Marie ist sehr zufrieden mit der neuen Richtung; nur der Herr Frasnacht findet, für sein Telephon hätte er eigentlich etwas Besseres verdient als nur eine Absage aller schwarzen Eier-, Butter- und Specksendungen.

Der gwundrige Beamte.

Kurz vor Weihnachten verlangt ein Mannli aus dem Berner Oberland am Schalter der Bahnstation ein Retourbillet nach Neuenburg. „Über Biel oder über Kerzers?“ fragt ihn der Schalterbeamte und erhält prompt zur Antwort: „Nei, über d'Wiehnachte.“

Am Stammtisch.

„Einst hatte ich einen Hund, ein unglaublich schlaues Tier. Als z. B. mal ein Freund zu mir kam, wollte der Hund ihn zerreißen. Und warum? Weil er Wolf hieß.“ — „Und ich hatte einen Dackel, den mußte ich abschaffen, weil ich einen Schwiegerjohn bekam, der Eckstein hieß.“

Viel Lärm um — einen Lebkuchen.

Am Vormittag des letzten Berner „Chacheli“ oder „Ziebelemarits“ trat ein biederer Bauersmann in eine der bekanntesten Zuckerbäckereien.

„Grüech, was hättet Ihr gären?“ empfängt ihn die freundliche Ladenmamsell.

„Grüech wou, heit Ihr o Lächueche?“

„O ja, was sött's für eine sy?“

„Heit Ihr o settigi mit Nämme?“

„Allwäg, u de no i großer Uswahl.“

„Heit Ihr o settigi mit ‚Karl‘?“

„I will grad hurti ga luege.“

Die dienstbeflissene Maid schwebt davon, kommt aber bald wieder zurück: „Die sy leider grad usgange.“

„So? — Wenn git's de wieder settigi?“

„Ja, wenn d'Ihr's wünschet, so chamen Ech bis z'Mittag eine mache.“

„Guet, so chumeni de z'Mittag wieder ume. — Adie!“

Punkt 12 Uhr trat das Bäuerlein wieder in den Laden. Das Fräulein erkennt ihn sofort und holt den bestellten Lebkuchen. Der trägt in pomposer Verschönerung den Namen „Carl“.

„Jää,“ stußt der Mann, „i ha nid e Carl gmeint mit emene C, bi üs schribt me das mit emene K, chame das nid no angerich mache?“

„Doch, doch, nume geit's halt öppe bis am vieri.“

„Se nu, so chumeni haut de am vieri“, gibt das Bäuerlein zurück und läßt sich vom Fräulein zur Ladentür begleiten.

Nachmittags 4 Uhr ist er pünktlich wieder zur Stelle. Diesmal ist die Arbeit untadelig, so daß selbst unser Bauersmann gesteht: „So, das g'fieu (gefiele) mer jiz afe besser. Was söu (soll) er gäute (gelten)?“

„Wartet, i will Ech ne no e chly npaße!“

„Nenei, das isch nid nötig, i issene grad hie.“

Einiges zur Kalenderkunde.

Von Dr. Wilhelm Kaiser.

Lichtgestalten des Mondes.

Monate als Abschnitte des Sonnenjahres.

Sicher haben sich schon in alten Zeiten die Besinnlichen unter den Menschen darüber verwundert, daß es einen solchen Himmelskörper gibt wie der Mond, der zeitenweise als Vollmond gerade so groß erscheint wie die Sonnenscheibe. Die alten Babylonier nannten diese beiden Gestirne die großen Zwillinge am Himmel — daneben gibt es ja auch kleinere, am nächtlichen Sternenhimmel sichtbare Zwillinge. — Beim Monde sind nun ebenso auffällig auch seine andern Lichtgestalten, so die Sichelformen am Morgen- und Abendhimmel und auch die charakteristisch-scharfen Halbkreisflächen. Aber alle diese Gestalten haben immer eine auffallende Beziehung zur Stellung der Sonne: die am Abendhimmel stehende Sichel ist der untergehenden Sonne zugekehrt; die am Morgenhimmel schon vor dem Aufgang der Sonne sichtbare Sichel ist wiederum dieser zugekehrt. Erblicken wir am Abend hoch am Himmel einen Halbmond, so ist sein Lichtbogen der tiefstehenden Sonne zugewendet — erblicken wir einen Halbmond hoch am Himmel zur Zeit der aufgehenden Sonne, so ist sein Lichtkreis wiederum dieser zugekehrt. Diese Beobachtungen deuten an, daß der Mond offenbar sein Licht von der Sonne erhält. Das zeigt sich insbesondere auch in der Stellung der Vollmonde zur Sonne: Es sei Vollmondzeit, und wir fassen am Abend die untergehende Sonne ins Auge; wir strecken einen unserer Arme in der Richtung nach dem Untergangsort der Sonne hin — und wir halten den andern Arm in der Richtung nach dem aufgehenden Vollmonde auf der andern Seite der Landschaft; dann finden wir, daß die beiden Richtungen entgegengesetzte sind. Wir können auch eine waagrechte Stange in die Richtung nach dem Untergangsorte der Sonne hin legen; blicken wir in der entgegengesetzten Richtung der Stange entlang, so sehen wir in dieser Richtung ungefähr den Aufgangsort des Vollmondes. Eine solche entgegengesetzte Stellung